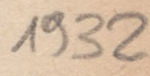
In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 95 | Posen, den 26. April 1932 | 6. Jahrg.





Friederike erzählt . . .

Ein Tagebuch aus Sesenheim

Roman von Emil Hadina

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Tags darauf.

Ich weiß es. Herr des Himmels, ich weiß es. Wenn ich's nur wieder vergessen könnte!

Alle sind verstört wegen meiner bleichen Farbe, und weil meine Hände wie im Fieber zittern. Ich sagte auch, ja, ich sei krank und wolle zu Bett. Da lieg ich nun, allein und todtraurig. Auch die Sonne ist verhüllt und hat ihren Glanz verloren, vielleicht für immer.

Daß Wolfgang so schreiben konnte. Daß er so empfindet, wenn auch nur einen flüchtigen Augenblick lang. So kalt und hart und glücklos.

Ich habe heute sein Zimmer aufgeräumt, während er im Garten wartete. Aus einem Buch seines Regals sah oben ein Zipfelchen Papier hervor. Plötzlich mußte ich darnach greifen und den Streifen herausziehen. Er war mit Blei beschrieben, trug die Anschrift Salzmanns und das gestrige Datum.

Also das Konzept jenes Briefes, der währenddessen nach Straßburg reiste. Ich nahm es an mich. Im Busensatz trug ich's herum, während ich mit Wolfgang die jungen grünen Blätter meiner alten Buche streichelte und seinen warmen Atem nahe fühlte. Ich glaubte, alle lieben Worte des Briefes unbesehen schon im Herzen zu spüren.

Hätte ich ihn zurückgegeben, verbrannt, in alle Winde zerstreut. Nur nicht gelesen. Nicht gelesen!

Nun will ich mich aber strafen und zur Buße einige Sätze davon hier eintragen. Hier in dies Büchlein, das so herrliche Verse an mich, so glühende Liebesworte für ihn enthält.

„Nun geht's freilich so ziemlich gut," schreibt er, „der Husten hat sich durch Kur und Bewegung so ziemlich gelöst, und ich hoffe, er soll bald ziehen. Um mich herum ist's aber nicht sehr hell, die Kleine fährt fort, traurig krank zu sein, und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehen."

Dann folgen Worte wie „conscia mens, leider nicht recti", die ich nicht verstehe. Und weiter:

„Getanzt habe ich und die Aelteste Pfingstmontags von 2 Uhr nach Tisch bis 12 Uhr in der Nacht, in einem fort, außer einigen Intermezzos von Essen und Trinken. Der Herr Amt-Schulz von Röschwoog hatte seinen Saal hergegeben, wir hatten brave Schnurranten erwischt, da ging's wie Wetter. Ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser. Sie hätten's wenigstens nur sehen sollen. Das ganze Mich in das Tanzen versunken. Und doch, wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser als das alles."

Und zum Schluß: „Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind."

So schrieb Wolfgang nach Straßburg, an Aktuar Salzmann. Dazwischen freilich gibt er den Auftrag, eine Schachtel mit zwei Pfund guter Zuckerbäckereien herzuschicken, um die Gesichter ringsum aufzuhellen und süßere Mäuler zu schaffen.

Ich habe den Brief wieder an die gleiche Stelle zurückgelegt. Dann ließ ich mich zu Bette bringen.

Nun weiß ich, was das heißt, aus allen Wolken stürzen. Ich bin vernichtet. Nicht, weil mein Glück dahin ist. Weil ich ihn glücklich glaubte, trotz mancher Schatten froh und glücklich in meiner Liebe. Und weil das alles Trug war, törichter Selbstbetrug und gewollte Blindheit.

Vielleicht auch — das wäre das Schlimmste — Mangel an Ehrlichkeit auf seiner Seite.

Wolfgang, mein Wolfgang, was soll dies Spiel! Halten wir Maskenfest und verbergen unser wahres Gesicht hinter lachenden Larven?

Sonnabend früh.

Ich habe viel nachgedacht und bin ruhiger geworden.

Gottlob, Wolfgang trifft keine Schuld. Kein Hauch einer Schuld. Das fühl ich nun ganz gewiß. Und die Zartheit und Sorge, mit der er um mich bekümmert ist, beweist es aufs neue.

Daß er glücklos ist nach hohen Erwartungen, daß er Gewitternähe spürt und darunter erbebt und zu schwanken beginnt, wie kann ihm, dem Schönheitsucher und Schöpfergeist, daraus ein Vorwurf erhoben werden! Hier in der ländlichen Pfarrhausenge, die er früher nur besuchsweise kannte. Hier vor meinem fast beständig leidenden Zustand, deren Munterkeit und Jugendfrische ihn bisher berauscht hat. Hier im tagelangen Beisammensein, Küssen und Sichbegehren, das doch nie —

Ich frage mich oft, warum uns die Eltern so ganz einander überlassen. So vertrauensvoll, fast herausfordernd vertrauensvoll. Wir sind jung, und das Blut glüht in uns beiden. Gottlob, daß Sophie immer bei mir schläft. Gottlob, sage ich. Und das muß wie ein Gebet aus der bangen, wirren, versehnten Seele aufsteigen.

Nun bin ich zu einem Entschluß gekommen. Wenn mich heute Wolfgang besucht, werde ich ihn bitten, uns jetzt zu verlassen. Er möge in Straßburg arbeiten und an mich denken. Auch ein Lied wieder schreiben, aus seiner liebevollen Erinnerung heraus. Aber erst wiederkehren, wenn der Himmel frei liegt von Wolken und ich gesund bin und mich gefunden habe.

Darum will ich ihn bitten und nicht zeigen, wie bitter weh mir dabei ums Herz ist.

Nachmittags.

Wolfgang ist lange bei mir gewesen. Er wollte mir meinen Teil der Zuckersachen bringen, die aus Straßburg eingetroffen sind. Ich wurde blutrot im Gesicht, da ich nicht zeigen durfte, daß ich davon wisse. Und dann stürzten meine Tränen hervor, denn ich erinnerte mich dabei an jedes Wort des unseligen Briefes.

Er war sehr besorgt. Besonders, da ich in der Erregung wieder heftig zu husten anfing, leidenschaftlicher als sonst. Ob man nicht den Bader oder einen Medikus holen solle, meinte er. Doch ich beruhigte ihn: es sei nur die Folge meiner schlaflosen Unruhe. Und jetzt sei ich zur Klarheit gekommen, und er müsse meine Bitte erfüllen.

Er sagte dies zu. Und da teilte ich meinen Ratschluß mit, daß er fort müsse, am besten morgen schon. Um seinet-, um meinetwillen, und der Größe und Herrlichkeit unserer Liebe wegen.

So entsetzt sah ich noch nie seine Augen. Ich hätte sie am liebsten geküßt und wieder geküßt, diese fassungslosen, tief erschrockenen Augen. Ich wurde ganz heiter und glücklich dabei, daß er mich mit diesen Augen ansehen mußte. Und ich sprach lange und eindringlich. Er verstand mich auch, trotzdem schüttelte er noch immer den Kopf.

„Dich jetzt verlassen, jetzt, da du krank bist! Wie würde das aussehen. Ich will deine Nähe um mich wissen, auch wenn ich täglich nur zweimal mit dir reden kann. Es ist so schön und tröstlich, dich nah zu haben. Und unsre Kammern liegen Tür gegen Tür, das macht so glücklich."

Da sah ich ihm fest ins Gesicht und dann sagte ich leise, aber bestimmt: „Du bist doch nicht glücklich, Wolfgang!"

Er versuchte Widerspruch, doch seine lautere Ehrlichkeit hinderte ihn daran. Da konnte ich mich nicht zurückhalten und küßte ihn lang für dieses Nichtlügenkönnen. Sein Haupt lag auf meiner Brust, meine nackten Arme umschlangen seinen Hals, die Hände spielten in seinem Haar und streichelten den Rücken, bis er ganz still und ruhig wurde. Wie ein Kind lag er über meinem Bette.

Da trat unerwartet Sophie ein, ihr Gesicht zuckte zusammen. Ich erschrak und bekam wieder einen heftigen Hustenanfall. Sie kamen nun alle zu mir herauf, und das Zimmer war zum Ersticken. So schwer drückte die Luft.

Bevor aber die andern zu mir drangen, versprach mir Wolfgang, meine Bitte recht gründlich zu überlegen und morgen früh Antwort zu sagen.

Nun dämmert es draußen, ich bin wieder allein. Nur meine Gedanken und meine Liebe, seine Liebe schweben um mein Lager. Ich will nicht klagen, denn ich bin reich.

Sonntag.

Gestern abends kam plötzlich Friedrich Weyland. Nach langer Zeit wieder. Erst wie ich ihn vor mir sah, kam mir zum Bewußtsein, wie lange er fern geblieben war, ohne daß ich ihn hier vermißt hätte.

Er wollte vor allem Goethe besuchen, sagte er. War aber scheinbar nicht recht zufrieden mit ihm, fragte nach seinen Arbeiten und erhielt immer nur die Antwort: „Homer." Und endlich: „Laß das, ich bin des Ausfragens gründlich müde."

Da blickte ihn der Freund so sonderbar an, und dann wieder mich. Ich hatte mich angezogen und ins Wohnzimmer begeben, um das Abendbrot am großen Tisch zu nehmen, nicht in meiner Einsiedlerzelle oben. Vielleicht tat mir der Luftwechsel nicht gut, oder es war wieder die Angst vor diesen forschenden Augen, die uns beiden vorwurfsvoll zu begegnen schienen. Ich hustete wieder sehr stark, so daß ich erschöpft in den Lehnstuhl zurücksank.

Er wollte nun seinen jungen Medikus beweisen, der bald den Doktorhut anstrebt, und fragte, ob er mich untersuchen dürfe. Die Eltern nahmen dankbar an. Und er betrug sich dabei sehr rücksichtsvoll und zartfühlend, trotz aller Genauigkeit.

Dann tröstete er: Lunge und Herz seien nicht ernstlich angegriffen. Ich solle an schönen Tagen auch wieder ins Freie, nur vor jeder Zugluft mich hüten. Und Ruhe, Ruhe.

„Du kommst wohl bald zurück nach der Stadt?" wandte er sich plötzlich an Wolfgang. „Vielleicht morgen mit mir? Es ist jetzt ein artiger junger Mann in unserer Runde, Lenz mit Namen. Auch ein Poet, ein Stürmer von Scheitel bis zur Sohle. Der wird dir gefallen und deinen Ehrgeiz neu aufstacheln."

Wolfgang sah, wie schmerzlich mich diese unerwartete Bundesgenossenschaft traf. Trotzdem nickte ich ihm zu, er solle nur ja sagen, die Gelegenheit komme wie gerufen.

Doch Wolfgang wies rundweg ab. Wenn den Herrn Lenz nach seiner Bekanntschaft verlange, sei er gewiß hier in Sesenheim ein gern gesehener Gast. Er selbst fühle sich in der kräftigen Landluft um vieles besser als in Straßburgs Steinmauern und denke nicht daran, vor Ende des Monats das gastfreie Haus zu verlassen, wenn man ihn anders hier weiter dulden wolle. Natürlich fand seine Antwot lebhaften Beifall bei den Meinen, und so ist alles, was ich gewonnen glaubte, dahin und verloren.

In der Nacht hustete ich wieder mehrmals. Und Weyland, der die Gastkammer mit Wolfgang teilte und mein Husten gehört hat, sagte am Morgen, bevor er zurückritt: „Noch eins wollte ich euch raten. Die Kleine laßt jetzt nicht mit Riekchen schlafen. Auch wenn der Husten ungefährlich ist, das Kind könnte doch davon abbekommen. Quartiert sie vorläufig aus."

Man gab ihm recht. Sie wird nun unten bei Salomea die Nächte verbringen. Erbat sich nur das eine, das Rosenstöckle soll mit ihr hinunter. Es hat sich so leidlich erholt und bekommt seitwärts neue Triebe. Freilich, die alte Krone und ihr roter Glanz ist dahin.

Abends.

Weyland ist fort, Sophie schläft unten. Es ist einsam geworden. Auch mein alter Freund, der Rosenstock, hat mich verlassen.

Nur drüben hinter der Tür ist Leben. Ein reiches, heißes, tausendfach sprühendes Leben. Und doch glücklos, weil es seine Tiefen verschüttet und seine Schwingen beschnitten sieht. Und weil der Preis ausbleibt für so großes, qualvolles Liebesopfer.

Nein: deine Tiefen sollen neu aufglühen, deine Flügel den Saum der Wolken überholen. Dein Lied erwachen und dein Glück wie ein Brand zum Himmel lohen.

Dein Glück, mein Glück. Es ist Schickung. Ich bin bereit.

Komm, süße Nacht. Sei endlos, endlos . . .

VI.

Junitage.

„Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. Und wir werden sehen von Angesicht zu Angesicht."

Das Wunder der Verheißung hat sich erfüllt. Alles bisher war Stückwerk und Ahnen durch einen Spiegel und in einem dunklen Wort. Jetzt ist Klarheit geworden in meinem Leben, in meiner Bestimmung, in meiner Liebe. Der Spiegel und das dunkle Wort haben ihr Mittleramt getan. Von Angesicht zu Angesicht schauen wir Welt und Geheimnis, Liebe und Glück, Leib und Seele des Geliebten.

Junitage blühen, die zeitlos sind. Sonne umleuchtet uns, wie sie die ersten Menschen in ihren ewigen Mantel des Lichts kleidete. Laue Abende und warme Nächte tragen die Fackel des Mondes nur für uns zwei. Vom Friederikenhügel singen die Nachtigallen, als hätten sie jetzt erst die Melodie ihres Liedes gefunden, die der Schöpfer von Urbeginn an ihnen zugedacht hat. Und wenn ein jähes Gewitter von den Bergen rollt, glänzt das grüne Gras und der bunte Strauß der Sommerblumen, ehe sie trocken wurden, schon wieder in überirdischem Schimmer.

Wie die häßliche Hülle einer bösen Verwünschung fielen Krankheit und Schwäche, Unmut und Reizbarkeit von den erlösten Körpern. Kaum, daß abends oder im Windhauch noch ein letztes leichtes Hüsteln an die überstandenen Gebreste erinnert. Wenn mich am Morgen Wolfgangs Augen grüßen, da lohen sie in einem Feuer, darin hundert ungeborene Pläne, tausend ungesungene Lieder schon wetterfunkeln. Und küßt er mich zur Nacht, dann sind sie dunkel und tief und sterndurchleuchtet wie der unmeßbare Himmel über der Erde.

(Fortsetzung folgt.)

Fürst Bismarcks — russische Erlebnisse im Weltkriege

So mancher Ostpreuße erinnert sich noch an das schöne Bismarck-Denkmal auf dem Marktplatze von Johannesburg, das zu Beginn des Krieges von den Russen geraubt worden ist; doch niemand weiß, wo es seitdem geblieben ist . . .

▪

Wie ausgestorben liegt das Städtchen Johannesburg in dem goldigen Schein des Herbstabends. Russische Kavalleristen ziehen -- zuerst ängstlich und vorsichtig — in das von der Bevölkerung verlassene Städtchen ein.

Auf dem Marktplatz steht ein Bismarck-Denkmal aus Bronze. Der Patrouillenführer hört, wie seine Mannschaft allerlei Vermutungen über den „Germanenzaren“ anstellt, der sich da oben so stolz auf seinen Säbel stützt: „Schau mal, Ivanienko, welch Riesensporen der Kerl da hat und was für eine feine Pickelhaube! Gelt, die wollen wir uns herunterholen!“

„Nanu, was noch? Mit der kann doch deine Alte daheim nicht einmal Wasser aus dem Ziehbrunnen schöpfen. Aber die Sporen, die nehm' ich mir gern zum Andenken mit! Herr Leutnant! Erlauben Herr Leutnant, dem „Germanez“ die Sporen abzunehmen?“

Herr Leutnant ist müde und verdrießlich. Aber da schießt ihm durch den Kopf der Gedanke, Fürst Bismarcks Sporen als Kriegserinnerung auf seinem Rittergute zu behalten; er läßt es geschehen. Die Dragoner machen sich an das mühsame Abhacken der ersten „Kriegstrophäen“, und bald steht der eiserne Kanzler seiner Sporen beraubt da.

Der Leutnant geht in das Stabsquartier hinüber und meldet dem Oberst von seinem ersten Andenken an den kommenden Sieg.

„Wie? Von dem großen Bismarck? Ein ganzes Standbild aus Bronze?“ Wie ein Gedankenblitz kommt es da über den Oberst:

„Das ist ja *die* Chance deines Lebens, wenn du dieses Standbild Se. Majestät präsentieren würdest und auf diese Weise deine Heldentat, die „Eroberung der ersten Preußenstadt“, dem Zaren in Erinnerung bringen würdest!“ — „Solch eine Bronzestatue des Eisernen Kanzlers wird sich in dem Waffensaale des Petersburger Zarenpalastes großartig präsentieren, nicht wahr, meine Herren Offiziere?“ — — —

Gesagt — getan. Zwanzig Dragoner, mit Stricken und Leitern ausgerüstet, arbeiten die ganze Nacht hindurch, bis die hundert Pud schwere Statue vom hohen Sockel heruntergeholt und achtspännig nach Schtschutschin abtransportiert wird. Leutnant S. wird mit „den ersten Trophäen der siegreichen Narewarmee“ zu Ihro Majestät, der Zarin, dem Chef des heldenhaften Garderegiments, abdelegiert, um Ihrer Majestät „den Bismarck“ zu Füßen zu legen.

Der Leutnant kam wohlbehalten an, aber — ohne den Bismarck. Das Standbild ist irgendwo unterwegs steckengeblieben! Indes bekam der Leutnant schon am Tage seiner Ankunft die Stunde der Allerhöchsten Audienz zu wissen: er sollte sich am folgenden Tage im Palast stellen. Der junge Offizier nahm nur die Sporen mit, die er an jenem Abend seinen Dragonern abgenommen hatte.

Seine Majestät und die Zarin lachten über den „netten Einfall“ des Regiments von Herzen und bedauerten die Verzögerung bei der Zustellung „Bismarcks“ in die Hauptstadt. Ihre Majestät Kaiserin Alexandra Feodorowna geruhte auch, sich die Sporen Bismarcks anzusehen.

Se. Majestät trug dem jungen Offizier beim Abschied auf, er möchte *ja persönlich* darauf achten, daß Bismarck nicht verloren gehe. „Bei uns wurde schon so mancher Zar von seinen treuen Untertanen bestohlen,“ schmunzelte Väterchen Nikolaj Alexandrowitsch.

— „Wissen Sie, lieber Leutnant! Wir schenken den Bismarck dem Offizierskasino Ihres ruhmbedeckten Dragonerregiments.“

Der allerhöchste Befehl wurde stehenden Fußes registriert: „Der Bismarck aus Johannesburg, Ostpreußen, soll nach der Krim, Simpheropol, Offizierskasino des X. Dragonerregiments, gebracht und dort für ewige Zeiten postiert werden. Für Ausführung des allerhöchsten Befehls ist Leutnant S. verantwortlich zu machen.“

Mit bösen Vorahnungen verließ Leutnant S. die Hauptstadt und begab sich zurück nach Schtschutschin, um Recherchen über „dieses ver . . . . . Standbild“ zu machen.

Es würde zu weit führen, die Odysseusfahrten des armen S. lückenlos zu beschreiben! Es genügt, wenn wir hier sagen, daß sie über 3 Jahre in Anspruch nahmen (von Aktenstößen und Tintenströmen gar nicht zu reden), denn es stellte sich heraus, daß das geraubte Denkmal gar sonderbare Schicksale durchgemacht hat.

In Schtschutschin geriet es in einen Intendanturmehlspeicher, um von hier per Eisenbahn nach Petersburg verfrachtet zu werden, wurde aber von einem sibirischen Schützenregiment nach *Lodz* verschleppt. Hier wäre der Eiserne Kanzler beinahe von seinen Landsleuten befreit worden; doch das Schicksal verschlug es mit dem zurückflutenden Troß der geschlagenen Russenarmee nach vielen und langen Irrfahrten nach *Minsk*. Hier schienen Bismarcks Spuren in dem Tohuwabohu der Eisenbahnwagentransporte und -sendungen vollständig verloren gegangen zu sein. Hier stieß nämlich auf die „Trophäensendung ein gestrenger Divisionsgeneral, der „den Metallgötzen“ sofort von der Eisenbahnplattform herunterschmeißen ließ. Lange lag Fürst Bismarck im Schnee gebettet neben den Eisenbahngleisen, bis er von der an die rumänische Front marschierenden 7. Uralschen Kosakendivision aufgelesen worden war. Seitdem schleppte der Train des ehrgeizigen Kosakenregiments die Kleinigkeit von 100 Pud: nach Galizien, in die Karpathenschluchten, dann hinter den Pruthfluß und endlich — nach *Kiew*.

Die Trainmannschaft fluchte; Hunderte von Zugpferden fielen, mancher Lastkarren ging in die Brüche, und trotzdem kein Mensch mehr in der ganzen Division sagen konnte, woher „das verdammte Germanenidol“ herrührte und wer es mitzunehmen befahl, wurde es dennoch mitgeführt und sogar von einem besonderen Posten bewacht: „Transport erster Kategorie, kaiserliche Siegestrophäen“, war auf der Holzkiste in Riesenlettern zu lesen; und jedermann wußte, daß eher Hunderte von Soldaten in ihren Schützengräben verhungern oder verbluten konnten, als daß man einen so augenscheinlichen Beweis der nationalen Glorie herunterwerfen würde.

Der arme Leutnant S. von dem X. Gardedragonerregiment hat schwierige Nachforschungen anstellen müssen, bis er im Wirrwarr der Transportzustände der deutsch-russischen, dem Chaos der österreichisch-russischen und dem Tollhaus der russisch-rumänisch-bulgarisch-österreichisch-deutschen Frontlinie die immer wieder verloren gehenden Spuren des „Bronzekerls“ ausfindig machte. Hier hielt man ihn für einen deutschen *Spion*, dort wieder für einen *Offizier* für Geheimaufträge („der Hund revidiert im stillen, was wir am Kriege verdienen,“ flüsterten die Herren von der Intendantur einander zu). Einmal wurde er sogar hinterrücks *angeschossen* . . .

Aber das magische Wort: „Auf Befehl Seiner Majestät des Zaren!“ hat ihm schließlich doch dazu verholfen, daß er im Jahre 1917 das Denkmal in . . . *Moskau* auf dem Hofe der dortigen Münzkammer gefunden hatte. Es fehlten nur die beiden Sporen, die schon 1914 im kaiserlichen Winterpalais liegengeblieben waren . . .

Drei Jahre waren inzwischen ins Land gegangen; das Wort des Väterchens galt nichts mehr. Der Rechtsanwalt Kirbiß-Kerenskij bereitete den Boden für die Bolschewiken vor. Und als diese nun bald wirklich ans Ruder gelangten, erklärte der Ortssowjet-Kommissar, dem die „Liquidierung des morschen Zaren-Regimes in Moskau“ oblag:

„Das Bildnis des imperialistischen Weißgardisten - Generals *Bismarck* ist sofort in Schmelz zu verwandeln und die Schmelzmasse zum Nutzen des arbeitenden Proletariats zu verwenden. Der dem Blödsinn verfallene ehemalige Zarenscherge S. ist zwecks Unschädlichmachung der Tscheka zu überweisen.“

Also befahl der machthabende Parteigenosse, und also ist es auch geschehen. Das Johannesburger Denkmal des Eisernen Kanzlers wurde in den Tiegeln des Moskauer Münzhofes vernichtet; der auf allerhöchsten Befehl des Zaren Nikolaus II. Recherchen in halb Rußland tuende Gardeleutnant S. wurde im Keller des Lubianka-Gefängnisses in Moskau über den Haufen geschossen; nur die Sporen des Bismarck-Denkmals blieben unversehrt: an jenem Tage, als der unglückselige Leutnant durch die allerhöchste Audienz „beglückt“ wurde, nahm sie der Kammerdiener des Winterpalais an sich, und seine Frau schenkte sie ihren Verwandten vom Lande, die bei ihr gerade zu Besuch waren: „Schau mal, Akulina Petrowna, da hast du was für deine Jöhren. Welch spaßiges Spielzeug doch zuweilen bei Herren und Zaren vorkommen kann?! Nicht wahr?“

Dr. v. Behrens.

Goethe und die Platinstufe

Der Biograph Lewes klärt ein sonderbares Gerücht auf — Grenzenlose Forscherleidenschaft — Der vergeßliche Dichter

Der älteste und heute fast vergessene Biograph Goethes, der Engländer G. H. *Lewes*, erzählt im zweiten Bande seines ausführlichen Werkes, daß man ihm in Weimar einmal allen Ernstes erzählt habe, *daß Goethe eine Stange Gold gestohlen haben soll.* Lewes ging diesem absurden Gerücht, das ihm von verschiedenen Seiten zugemunkelt wurde, nach, ohne zunächst den geringsten Anhaltspunkt dafür zu entdecken. Da er aber entschlossen war, im Bild des hochverehrten Meisters nicht die geringste Trübung zu dulden, gab er sich *nicht damit zufrieden*, sondern wandte sich an die hohen und höchsten Freunde Goethes, um zu hören, was es mit diesem *Gerücht auf sich habe*. Es klärte sich schließlich ebenso *amüsant wie untadelig* für Goethe auf.

Der russische Zar hatte auf Bitte des Großherzogs eine große *Platinstufe* nach Weimar geschickt, damit der damals be-

rühmte Chemiker Döbereiner Versuche damit mache. Sie kam in Weimar an, ging aber nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, an die Jenaer Universität, wo Döbereiner wirkte, weiter, sondern wurde Goethe übergeben, der sie prüfen wollte. Goethe saß damals an der Spitze des „Großherzoglichen Immediatsausschusses für Bildung und Kunst", ihm unterstand auch die Oberaufsicht über die Jenaer Universität.

Goethe war, wie man weiß, ein begeisterter Naturforscher, und zeitweise überwog die Leidenschaft für die Forschung durchaus den dichterischen Eifer. Goethe befand sich im Besitz der heißersehnten und damals höchst seltenen und kostbaren Platinstufe wie im siebenten Himmel. Er wurde nicht müde, sich mit ihr und mit mannigfaltigen Versuchen zu befassen. Er versäumte alles über dieser neuen Platinstufe und hatte nach wenigen Wochen vollständig vergessen, zu welchem Zweck sie eigentlich zu ihm geschickt worden war.

Um so ungeduldiger wurde aber inzwischen Professor Döbereiner. Nachdem einige Wochen vergangen waren, erkundigte er sich schüchtern, wo denn eigentlich die Platinstufe bleibe. Man konnte ihm aber nur antworten, daß sie Goethe nach wie vor prüfe. Zwei höfliche Briefe an den Geheimen Rat blieben einfach unbeantwortet. Döbereiner wußte schließlich in seiner Empörung keinen anderen Rat mehr, als sich persönlich beim Großherzog zu beschweren.

Aber Karl August soll einfach gelacht haben. Nach Lewes hat er dem maßlos verdutzten und enttäuschten Professor das folgende erwidert: „Laßt den alten Esel in Ruhe! Ihr bekommt's doch nie von ihm. Ich will den Kaiser lieber um eine neue Platinstufe bitten."

Lewes fügt hinzu, daß es dem bedauernswerten Chemieprofessor, der auf diese Weise um seine Platinstufe gekommen war, nicht anders gegangen sei, als früher einmal dem Professor Büttner.

Professor Büttner war Professor der Naturwissenschaften in Jena und lieh Goethe die nötigen optischen Instrumente, als sich Goethe mit seinen berühmten Farbenversuchen beschäftigte. Die Prismen lagen ungebraucht in einem Kasten, ohne daß sich Goethe zu den eigentlichen Experimenten die Zeit nehmen konnte. Wie Döbereiner mahnte Büttner zuerst höflich, dann dringender, schließlich schickte er kurzerhand einen Boten mit dem Hinweis, sich ohne die Instrumente nicht mehr blicken zu lassen. Der Bote kam an, überbrachte Goethe die schriftliche Bitte um Zurückgabe der Apparate, als sich Goethe der vergessenen Prismen erinnerte und sich schnell — der Bote wartete im anderen Zimmer — an ein großes Prisma setzte, um wenigstens einen Blick hindurchzutun. Und dieser, eine Augenblick war entscheidend, da er durch das Prisma sah, denn in einer visionären Schau erkannte er plötzlich, daß die Newtonsche Farbentheorie falsch sei. Die Prismen wurden selbstverständlich nicht zurückgegeben, und Büttner beruhigte sich, als ihm Goethe von seiner plötzlichen Entdeckung berichtete.

Rudolf Thornberg.

Ostseebad Zoppot

Billige Pauschalkuren — Allgemeiner Preisabbau — Besondere Kurdarbietungen — Sportwoche — Waldoper-Festspiele

Wer überwindet, gewinnt! Trotz aller Zeitennot und Krisenerscheinungen stellt sich Ostseebad Zoppot gewaltig auf die Fortschrittsbeine, schafft in systematischer Arbeit die Vorbedingungen für den Saisonerfolg 1932, scheut keine Opfer für einen zeitgemäßen Gästedienst. Nicht mit Versprechungen und lockenden Phrasen wirbt Zoppot. Greifbar sind die Begünstigungsformen, ohne die das schönste Programm keine Wirkung haben kann.

Ostseebad Zoppot, eine kreisfreie Stadt mit über 30 000 Einwohnern im Freistadt Danzig, hat als internationales Weltbad deutschen Charakters alle natürlichen Vorzüge und kulturellen Einrichtungen, die Bade-, Kur-, Erholungs- und Zerstreuungsaufenthalt gewährleisten. Wunderbar die Lage in der geschützten, von bewaldeten Höhen umgebenen Danziger Bucht, lebenspulsierens der Badebetrieb, gemütlich-elegant das Kurleben, hochwertig die gesellschaftlichen, sportlichen und künstlerischen Veranstaltungen. Das Kasino (Spielbank), an sich voll Reiz und Anziehungskraft, berührt die kurmäßige Fremdenindustrie in keiner Weise. Zoppot weist als Schnellzugsstation (Berlin—Königsberg) günstige Eisenbahnverbindung, planmäßige Schiffsverbindung (Swinemünde—Memel) und organisierte Luftverbindung (Berlin—Danzig—Königsberg) auf. Zoppot ist von allen Richtungen her auf mustergültigen Straßen im Auto erreichbar.

Durch gestufte Pauschalkuren lebt man im Ostseebad Zoppot sehr billig. Drei Hauptklassen der Pauschalkuren, in denen Pensionspreis, Kurtaxe, Bäder, Nebengebühren inbegriffen sind, bieten: I. Klasse (7 Tage) alles eingeschlossen, 69 RM., II. Klasse (10 Tage), alles eingeschlossen, 75,50 RM., III. Klasse (14 Tage), alles eingeschlossen, 92 RM. Der veränderten Wirtschaftslage sind auch ohne Pauschalkuren die reduzierten Preise für Wohnung und Verpflegung und die Sätze der stark ermäßigten Kurtaxe angepaßt.

Trotz des allgemeinen und wirksamen Preisabbaues auf allen Gebieten bietet die Saison 1932 den Besuchern Zoppots Vieles und Außerordentliches. Aus dem offiziellen Programm der Kurdirektion muß hervorgehoben werden: Erstklassigkeit der ständigen Kurkonzerte, Gastspielkonzerte namhafter Orchester, Tennisturniere, Pferderennen, Tanzturniere, Schachturniere, Bootskorsos, Feuerwerke, Kinderfeste, Kabaretts, Kurreunions, Trachtenschau, Segelregatten, reguläre Ausflugsveranstaltungen nach Danzig und in die Umgebung. Im Juli finden die Zoppoter Sport- und Wasserwochen statt. Einen Höhepunkt der Saison bilden die Festspiele 1932 in der Zoppoter Waldoper. In der mit allen modernen Bühnenbehelfen ausgestatteten Arena dieses einzigartigen Naturtheaters kommt unter der künstlerischen Leitung von Intendanten Hermann Merz, unter Stabführung des Staatskapellmeisters Karl Elmendorf-München, unter Mitwirkung von Gotthelf Pistor (dem „Bayreuther Siegfried") und prominenter erster Solisten am 2., 4. und 7. August Richard Wagners „Lohengrin" zur Aufführung. Der Wagner-Festspielwoche gehen im Gedenken des jüngst verstorbenen Eugen d'Albert zwei Aufführungen der Oper „Tiefland" am 28. und 31. Juli voraus.

Ostseebad Zoppot ist keineswegs nur „mondän". Es ist ein Heilbad erster Ordnung und ein klimatischer Kurort von hochwertigstem Rang. Jedermann kann, ohne übermäßigen Aufwand, körperkräftigende und nervenstärkende Ruhekuren, verbunden mit Bäder- und Trinkkuren, durchführen.

Ostseebad Zoppot ruft in seiner Saison 1932 alle, die befreit sein wollen von gegenwärtiger Lebenswidrigkeit. Denn der in Stadtverwaltung und Kurdirektion und bei der gesamten Zoppoter Einwohnerschaft tief verankerte Geist und Wille für fortschrittlichen Gästedienst sucht, sinnt und strebt, daß Körper, Seele, Herz zur Sonnenheimat schwebt . . . **K. M. — H.**

Rings um die Welt

Unglaubliche Geschichten in 20 Zeilen

Der teuerste Kuß der Welt . . .

150 000 Dollar, weil —

weil der Wagen des amerikanischen Theatermagnaten Joyce ein wenig vom Wege abwich und in einen Graben geriet. Weil in diesem Wagen die Filmdiva Estelle Taylor saß und weil eben diese Filmdiva nebst dem Schreck auch noch einige Hautabschürfungen erlitt. Und weil zur Behebung dieser Schäden, die sozusagen eine „Berufsschädigung" für die schöne Frau bedeutet hätten, laut Rechnungen von kosmetischen Chirurgen die Summe von 150 000 Dollar erhoben wurde. Und weil Estelle Taylor um diese Summe ihren Autopartner Joyce verklagte. Was aber hat das mit einem Kuß zu tun? Das erklärt Joyce. Er fühlt sich nämlich nur zur Hälfte schuldig. Zur andern Hälfte belastet er Estelle Taylor persönlich. Sie habe an jener gefährlichen Kurve um — einen Kuß von Joyce gebeten — „natürlich nur, weil die Gegend gerade so schön war und wegen der Stimmung", und da Joyce immerhin Kavalier ist, sei der Wagen auf diese Weise in den Graben geraten. Das Gericht schmunzelte — und sprach tatsächlich der Filmdiva nur — die Hälfte des geforderten Schadenersatzes zu . . .

Fröhliche Ecke

Er baut vor. „Und wenn ich in der Narkose etwas über meine Bilanz sagen sollte, Herr Professor — es ist kein Wort wahr!"

*

Einladung. „Hast du Lust, morgen mit mir Abendbrot zu essen?" — „Gewiß, gern." — „Dann wollen wir sagen: um acht Uhr bei dir!"

*

Reklame-Esser. „Sagen Sie mal, Ober, die Portion ist doch heute so klein; gestern war sie doppelt so groß!" — „Wo hat der Herr gestern gesessen?" — „Drüben, am Fenster." — „Dann stimmt's. Die Gäste am Fenster bekommen immer größere Portionen — der Reklame wegen."

*

Die lieben Kinder. Dame: „Warum wurden Sie von Ihrer vorigen Herrschaft entlassen?" — Kindermädchen: „Weil ich vergessen hatte, die Kinder zu waschen." — Die Kinder (im Chor): „Nimm sie, Mama! Nimm sie!"

*

Paß oder Haare? Vor Antritt der Auslandreise muß die gnädige Frau ihren Paß in Ordnung bringen lassen. Der Beamte schüttelt den Kopf: „Das stimmt aber nicht! Hier steht, daß Sie dunkles Haar haben, aber Sie haben ja blondes!" — „Ja, soll ich das ändern, oder wollen Sie es ändern?"

*

Sie kennt ihn. Frau Wilke hat einen alkoholfreudigen Mann, der mehrmals die Woche schwer geladen heimwärts wankt. Vor kurzem aber schlafen beide den Schlaf des Gerechten; da kommt ein Telegrammbote zur Wohnung herauf, klopft und ruft: „Wohnt hier Herr Wilke?" — „Jawoll, bringen Sie 'n rein!" ertönt die verschlafene Stimme der besseren Ehehälfte.